

vorliegende Buch klar. Bedauerlich ist, daß im systematischen Vergleich nicht stärker auch etwa kulturelle, schichten-spezifische oder lokale Aspekte aufgenommen wurden. Zwar bietet die Beschränkung der Untersuchung auf Süddeutschland und Preußen den Vorteil relativer Stringenz, bedeutet aber gleichzeitig das Beharren in einer altbekannten Dichotomie. Die nichtpreußischen norddeutschen Länder, das Ausland bleiben außen vor. In jedem Falle ist die vorliegende Aufsatzsammlung aber ein guter Ausgangspunkt für weitere Diskussionen.

Leider verfügt der systematisch zusammengehörende Band – eben keine Buchbindersynthese! – über kein Register, ja nicht einmal über ein Autorenverzeichnis.

Hans-Martin Moderow

Petra Emunds-Trill, Die Privatdozenten und Ordinarien der Universität Heidelberg 1803–1860, Peter Lang, Frankfurt a. M. 1997, 365 S.

„Was für die Jungfrau Heiratsanträge – erwartete und wirkliche –, das sind für den deutschen Dozenten Berufungsaussichten: enttäuschungsreiche Aufregungen, aus denen manche ihr Leben lang nicht herauskommen“. Solchen metaphorischen Situationsdeutungen des akademischen Nachwuchses als hoffende „Braut“ wie in diesem Diktum des Nationalökonom *Karl Bücher* aus den 1880er Jahren begegnet man in den Selbstreflexionen deutscher Universitätsgelehrter im 19. Jh. des öfteren. Ungeachtet der weit in die frühneuzeitliche Universitätsgeschichte zurückreichenden Vorformen der Privatdozentur ist das Institut des unbesoldeten Privatdozenten ein charakteristisches Produkt der Umbildung der deutschen Hochschulen zu leistungsorientierten Lehr- und Forschungsstätten. Ebenso wie die Regulierung des Habilitationsverfahrens

sollte die Statusunsicherheit der Privatdozenten und außeretatmäßigen Extraordinarien dem im Zentrum des neuhumanistischen Bildungsideals stehenden Forschungsimperativ Geltung verschaffen, der die akademische Personalauswahl an Forschungsleistungen knüpfte. Tatsächlich hatte die „inoffizielle“ Universität der Privatdozenten und Extraordinarien einen wesentlichen Anteil am Ausbau und der fachlichen Ausdifferenzierung der deutschen Hochschulen im vorigen Jahrhundert. Wegen der erheblich hinter dem Gesamtwachstum der Universitäten zurückbleibenden Zahl von Ordinariaten wurden die Nichtordinariaten bald zu einer unverzichtbaren Säule des akademischen Lehrbetriebs. Zudem wurde, da gerade junge Wissenschaftszweige gute Profilierungsmöglichkeiten boten, die Lehrtätigkeit von Privatdozenten nicht selten zum Motor für die institutionelle Etablierung neuer Fachrichtungen in Form von etatisierten Professuren und damit für die Ausweitung des universitären Fächerangebots. Somit nimmt *Petra Emunds-Trill* einen zentralen Aspekt deutscher Universitätsentwicklung im 19. Jh. in den Blick, wenn sie in ihrer von Eike Wolgast betreuten Heidelberger Dissertation die Privatdozenten und Extraordinariaten an ihrer Alma mater untersucht.

Es geht der Autorin um eine prosopographisch-vergleichende Erfassung einer genau abgrenzbaren Gruppe innerhalb der Heidelberger Hochschullehrerschaft mit Hilfe parallelierter Fragestellungen. Solche Untersuchungen, die ihr Augenmerk nicht auf die Ideengestalt, sondern auf die Sozialgestalt der Universität richten, und die hierfür die Verfahrensweisen der historischen Sozialforschung fruchtbar zu machen suchen, haben eine lange Tradition. War die Universitätsgeschichte doch ein Bereich, der besonders frühzeitig zu einem Erprobungsfeld für das sozialwissenschaftlich-statistische Methodenrepertoire wurde. 1907 konfrontierte der Nationalökonom und „Universitätsstatistiker“ *Franz Eulenburg* den 1. Deutschen Hochschullehrertag in

Salzburg mit den Ergebnissen einer empirischen Erhebung zur Lage des akademischen Nachwuchses, die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die in den vorangegangenen Jahrzehnten vonstatten gegangenen tiefgreifenden personellen Strukturveränderungen innerhalb des akademischen Lehrkörpers lenkte. Während *Eulenburgs* Pionierarbeit¹ auf einer Umfrage unter sämtlichen im Jahre 1907 an den deutschen und österreichischen Universitäten lehrenden Extraordinarien und Privatdozenten basiert – erfaßt wurden annähernd 2200 Hochschullehrer – hat es die Studie von *Emunds-Trill* mit dem sehr viel überschaubareren Personenkreis von 112 außerordentlichen Professoren und 141 Privatdozenten zu tun. Dies ermöglicht es der Autorin, die aus den universitären und ministeriellen Personalakten erhobenen Sozial- und Strukturdaten durch Verweise auf einzelne Gelehrtenchicksale und durch Mitteilung aufschlußreicher Episoden anzureichern. Das Nichtordinariendasein an der Ruperto Carola im frühen 19. Jh. gewinnt auf diese Weise an Anschaulichkeit und Plastizität. So versucht die Autorin aufzuzeigen, wo genau die Privatdozenten in dem sich ausdifferenzierenden Lehrangebot der einzelnen Fakultäten ihren Platz fanden (S. 54-56, 83-89). Für die Auswirkungen der Konkurrenz zwischen Privatdozenten und etablierten Lehrstuhlinhabern vermag sie ebenso sprechende Beispiele anzuführen (S. 102-104) wie für die Zurücksetzung jüdischer Anwärter auf das akademische Lehramt (S. 112f., 168-171).

Die Beschränkung des Blicks auf eine einzige Hochschule wird dort zum Manko, wo der Versuch unterbleibt, die für Heidelberg erhobenen Befunde mit den Verhältnissen an anderen deutschen Hochschulen beziehungsweise mit den in Umrissen durchaus bekannten allgemeinen Trends in der Entwicklung des akademischen Lehrpersonals in Beziehung zu setzen. Die umfassende Heranziehung der Literatur zur Heidelberger Universitätsgeschichte kontrastiert in dieser Studie auffällig mit dem weitgehenden Ver-

zicht auf die Nutzung des thematisch einschlägigen Schrifttums zu anderen Universitäten. Schon bei der Analyse der Heidelberger Habilitationsordnungen hätte man sich eine Einordnung der Ergebnisse in einen weiteren universitätsgeschichtlichen Kontext gewünscht. Denn die hier dargelegte Institutionalisierung des Habilitationsverfahrens in den Universitätsstatuten von 1805/06 (S. 74f.) scheint die immer noch tradierte Forschungsmeinung, wonach den Statuten der Universität Berlin von 1816 eine Art Vorreiter- und Vorbildfunktion für die Einführung der Habilitation an den übrigen deutschen Universitäten zukam, doch erheblich zu relativieren. In vielen anderen Bereichen hätte die Arbeit durch die Heranziehung von Vergleichsdaten zu anderen Hochschulen gewonnen: Eine solche Thematisierung von Gemeinsamkeiten und Sonderentwicklungen – etwa bei der auf Einzugsbereich und Ausstrahlungskraft einer Hochschule hinweisenden geographischen Herkunft der Nichtordinarien (S. 129-135)² – hätte wahrscheinlich interessante Rückschlüsse auf die Stellung der Ruperto Carola in dem sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in Deutschland herausbildenden „Universitätsystem“³ ermöglicht.

Noch schwerer als die verengte Untersuchungsperspektive wiegt, daß infolge der schematisierend-systematisierenden Aufbereitung des erschlossenen biographischen Datenmaterials eine Analyse des in dem betrachteten Zeitraum erfolgten Wandels der Universitätsstruktur weitgehend unterbleibt und die in den Blick genommenen sechs Jahrzehnte statt dessen als eine in sich geschlossene Epoche der Universitätsgeschichte behandelt werden. Von den gewählten Zäsuren ist indes nur der zeitliche Ausgangspunkt der Untersuchung plausibel als universitätsgeschichtliche Epochenscheide begründbar. Infolge der durchgreifenden Reorganisation von Finanz-, Verfassungs- und Lehrkörperstruktur nach dem Übergang an das Großherzogtum Baden war die Heidelberger Universität nach 1803 zweifellos eine andere Institution

als vor diesem Datum. Ähnliches läßt sich von dem als zeitlicher Schlußpunkt der Untersuchung gewählten Jahr 1860 nicht behaupten, das mit dem Übergang zum akademischen „Großbetrieb“ begründet wird (S. 13).⁴ Nun fanden jene Veränderungen und Wandlungen, die dem Ausbau zum wissenschaftlichen Großbetrieb den Weg bahnten, just in dem hier analysierten Zeitraum statt. In der vorliegenden Studie werden sie indes kaum beleuchtet, da die Dimension des zeitlichen Wandels generell wenig Beachtung findet. So verweist die Autorin auf eine ganze Reihe von Fällen, in denen die formell bestehenden Leistungsanforderungen für Anwärter auf das akademische Lehramt durch Verwandtschafts- und Günstlingsbeziehungen unterlaufen wurden (S. 64, 72f., 93f.). Es wäre nun für die Beurteilung der Sozialgestalt der Heidelberger Universität recht aufschlußreich zu wissen, ob die Wirksamkeit dieser Art von akademischem Nepotismus um 1860 noch dieselbe war wie in den ersten Jahrzehnten des Untersuchungszeitraumes. Diese Frage wird jedoch ebensowenig systematisch gestellt wie die an sich naheliegende Frage nach tendenziellen Veränderungen im Verhältnis von Hausberufungen und Fremdbberufungen (S. 97-101). Daher bleibt die spezifische Erkenntnischance einer solchen Studie, die gängige Vorstellung von der Umbildung der alten Familienuniversität zur leistungsorientierten Forscheruniversität auf der Ebene des nichtordinierten Lehrkörpers empirisch zu überprüfen, weitgehend ungenutzt. Doch auch wenn hier keine weiterführenden Perspektiven für eine moderne Universitätsgeschichte geboten, sondern nur die bekannten Einsichten bezüglich der Stellung der Nichtordinarien bestätigt und durch aussagekräftige Einzelfallschilderungen illustriert werden, ist die Arbeit wegen der Fülle des erstmals erschlossenen und in Form von Statistiken, Graphiken und Biogrammen aufbereiteten Datenmaterials – verwiesen sei insbesondere auf die im Anhang zusammengestellten Biogramme sämtlicher

141 im Untersuchungszeitraum in Heidelberg tätigen Privatdozenten sowie der abgewiesenen Bewerber für das akademische Lehramt (S. 199-332) – ein wertvoller Beitrag zur Biographie deutscher Universitätsgelehrter im 19. Jh.

Markus Huttner

- 1 F. Eulenburg, Der „Akademische Nachwuchs“. Eine Untersuchung über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten, Leipzig/Berlin 1908.
- 2 Entsprechende – allerdings auf das Stichjahr 1907 bezogene – Daten für die Universität Leipzig bei F. Eulenburg, Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren, Stuttgart/Leipzig 1995 (Nachdruck der EA von 1909), S. 101f. Vgl. auch ders., Der „Akademische Nachwuchs“ (Anm. 1), S. 38-43.
- 3 Hierzu jetzt die grundlegende Arbeit von M. Baumgarten, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler, Göttingen 1997.
- 4 Die Autorin folgt hier der Studie von R. Riese, Die Hochschule auf dem Wege zum wissenschaftlichen Großbetrieb. Die Universität Heidelberg und das badische Hochschulwesen 1860-1914, Stuttgart 1977.

Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Photo-mechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1904. Mit einem Nachwort von Elisabeth Lea und Gerald Wiemers, Akademie Verlag, Berlin 1994, 341 S.

Es ist Karl Büchers Initiative zu danken, daß Franz Eulenburg, der nach einem historischen Studium in Berlin in die statistische Verwaltung nach Breslau gewechselt war, sich schließlich 1899 in Leipzig habilitierte. Es stand dem glänzend Veranlagten, der eine Schrift über die Lohnentwicklung vorgelegt hatte und seine Probavorlesung zu Möglichkeiten und Aufgaben der Sozialpsychologie